

Die "Teufelsanbeter" im Kaukasus

Autor(en): **Bagdasarianz, Lydia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575001>

Nutzungsbedingungen

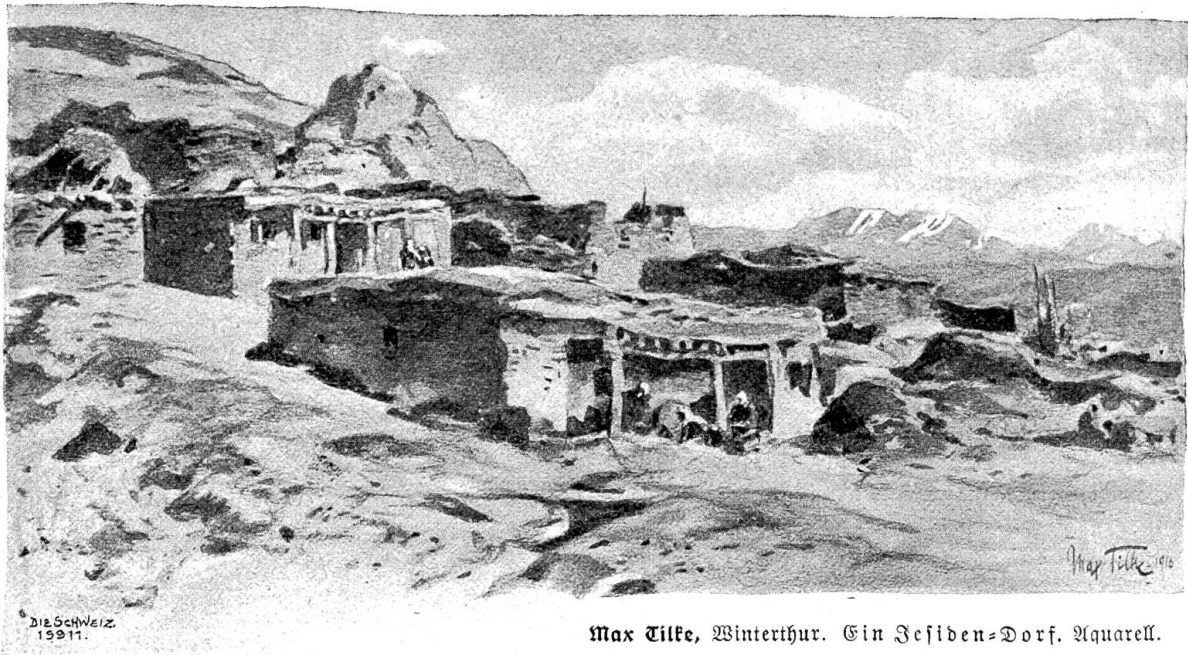
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Max Tilké, Winterthur. Ein Jesiden-Dorf. Aquarell.

Die „Teufelsanbeter“ im Kaukasus.

Nachdruck verboten.

Mit fünf Abbildungen nach Originalskizzen von Max Tilké, Winterthur.

Zu den verschiedenen Völkern und kleinen Stämmen des südlichen Kaukasus, die heute in dem Jammer des entsetzlichsten aller Kriege erstickten und wie gehegtes, bis aufs Blut ausgefogenes Wild in Todesangst von Nul*) zu Nul flüchten, gehören auch die Jesiden oder „Teufelsanbeter“. Trotz ihrer zahlreichen Verbreitung in Kleinasien, Persien und im Kaukasus — wir treffen sie vom Tigris bis zum Schwarzen Meer fast überall in kleinen, zerstreuten Bergdörfern, bald als ackerbauende Leute, bald als nomadisierende Hirtenstämme oder als fahrendes Volk — weiß man bis jetzt noch recht wenig über ihre eigentümlichen Sitten und Gebräuche; denn die jahrhundertelangen blutigen Verfolgungen seitens der Kurden und Perser haben sie schweigsam und mißtrauisch gemacht.

Die eigentliche Heimat der Jesiden liegt in Mesopotamien, an dem Gebirge Sindschar, das sich mitten in der Wüste erhebt, und in den kurdischen Bergen. Dort haben ihre kriegerischen Häuptlinge lange Jahre geherrscht und trotzig ihr Land gegen die häufigen Ueberfälle der Nachbarvölker verteidigt, bis sie schließlich, der Uebermacht weichend, sich langsam aus ihrer Heimat vertrieben sahen. Dort steht

*) Bergdorf.

auch, in enger Talschlucht, von mächtigen Bäumen umschattet, das Grabmal des großen jesidischen Heiligen, Scheich-Adi. Die hohen weißen Türme auf den niedrigen Lehmgewölben erheben sich schlank aus dem Grau der alten Felsen und versammeln noch heute die gläubige Menge zur Feier der jährlichen Feste.

Der Jeside spricht nicht gerne über seine Religion. Es ist ihm ein Greuel, einen Fremden in die Geheimnisse seines Glaubens einzuweihen, und er versucht stets, mit abergläubischer Scheu, allen neugierigen Fragen auf diesem Gebiete auszuweichen. Vor einigen Jahren jedoch hatte ich Gelegenheit, mit einem Jesiden ein längeres Gespräch zu führen. Er war Musikant in Tiflis und sprach außer kurdisch, seiner Muttersprache, armenisch und russisch. Als die Rede auf seine Kirche kam, verstummte er sofort, und ich erfuhr nichts mehr an jenem Tage. Am nächsten Morgen versuchte ich noch einmal das Gespräch auf die Religion zu bringen und fragte daher kurz: „Du bist ein Kurde, nicht wahr? Du sprichst ja kurdisch und betest wohl auch wie ein Kurde?“

Er schwieg wieder. Ich hatte etwas Unerhörtes ausgesprochen; denn sein Gesicht verfinsterte sich, und ein ungemütlicher Blick traf mich aus den vorwurfs-



Max Tilké, Winterthur.

Eine Jesiden-Sakli oder Erdhütte. Tuschezeichnung.

vollen Augen. Endlich erwiderte er mit sichtbarer Empörung: „Du weißt nicht, was du sagst. Ich bin kein Kurde. Was ein Hund dir ist, das ist ein Kurde für mich. Die Seele meines Volkes (damit meinte er das Grab des Heiligen) ist weit von hier, sehr weit. Dort bete ich, und kein Kurde wird da hineingelassen. Wenn du etwas über meine Kirche wissen willst, so frage unsern Kawal (jesidischer Missionar). Ich sage dir nichts mehr!“

Und so war es auch. Wohl sprach er von seiner Heimat, dem kleinen Bergdorf an der russisch-türkischen Grenze, wohin er jeden Winter zurückkehrt, von seiner Familie, seiner alten Frau, die früher „wunderbar“ war — bei diesem Worte küßte er sich die Fingerspitzen und schnalzte mit der Zunge, als ließe ihm das Wasser im Munde zusammen. Er hatte sie sich stehlen müssen, nachts, mit zwei bewaffneten Kameraden, weil „die Sehnsucht seiner Seele“ nach ihr größer war als die Möglichkeit, den hohen Kaufpreis, den ihr Vater von ihm verlangte, jemals für sie bezahlen zu können. Auch von seinen Kindern erzählte er, dem kleinen Enkel, auf den er so stolz war, weil er „blaue Augen hatte und so weiß war wie ein Russe“, dann von seinem Sohne, der des Vaters Kunst als täglichen Broterwerb

gewählt hatte und mit ihm von Hochzeit zu Hochzeit pilgerte und an festlichen Tagen seine kleine Flöte lustig trillern ließ: „Man muß den Menschen Freude machen,“ philosophierte der Alte, „und es ist schön, sich mit den Fröhlichen zu freuen.“ Nur seine jüngste Tochter machte ihm viel Kummer. Dreizehn Jahre war sie schon alt, und noch immer konnte er keinen passenden Mann für sie finden. Der letzte Freier hatte ihm wohl 300 Rubel für sie geboten; aber was ist das zu den tausend Reizen seiner schönen Katakayah! „Die jungen Leute sind heute zu unverschämt; sie verlangen Schönheit, wollen sie aber nicht bezahlen. Unter 400 Rubel verheirate ich meine Tochter nicht; denn sieh doch, wie prächtig sie ist! Ihre Schwester habe ich für 500 Rubel verkauft; sie hat Augen wie Sterne und drei feine Kleider; aber Katakayah kann dafür tanzen, und sie singt, wie die Nachtigall singt, wenn der Frühling kommt und die Rose ihr erstes Blatt dem Monde zeigt.“

Dies und mehr erzählte der alte Mann, in naiver Form, mit großer Lebhaftigkeit und den vielen komischen Gesten, die nur ein Orientale zu machen versteht, um seine Geschichte dem Zuhörer bis in die kleinsten Einzelheiten recht klar zu machen; aber von seinem Glauben ließ er kein

Wort mehr verlauten. Erst später erfuhr ich einiges Nähere über die sonderbaren Lehren dieser zu den interessantesten gehörenden Sekte des Orients.

Was die Jesiden bei ihren Nachbarvölkern so verhaßt macht und wodurch sie sich, in frühern Jahren besonders, die grausamsten Verfolgungen und unbeschreiblichsten Qualen zugezogen haben, ist ihre seltsame Verehrung des bösen Prinzips. Sie glauben an ein göttliches Wesen, das sie „Allah“ nennen und verehren, dem sie aber weder Gebete noch Opfer darbringen. In viel größerer Hochachtung als „Allah“ steht bei ihnen der Teufel, und ihm zu gefallen ist das Bestreben eines jeden ernstesten Gläubigen. Sein Name ist heilig und darf nur mit der tiefsten Ehrfurcht ausgesprochen werden; denn jeder Mißbrauch kränkt den „mächtigen Engel“ und häuft seinen gerechten Zorn auf den leichtsinnigen Sünder. Ja, der Jeside geht in seiner Furcht, den Bösen zu beleidigen, sogar so weit, daß der sonst im Orient überall gebräuchliche Schimpfname „scheitan“ (Satan) nie über seine Lippen kommt, und wehe dem Fremden, der ihn darin verspottet oder durch mutwillige Invokation des Teufels das Zartgefühl seines Volkes verleht!

Diese merkwürdige Teufelsverehrung entspringt folgender, philosophisch durchdachten Vorstellung: Satanas war einst das Oberhaupt der himmlischen Heerschaaren. Gott selbst hatte ihm die Führung seiner Engel anvertraut und ihm unbeschränkte Macht und hohe Ehren verliehen. Es gab keinen im Himmel, der ihn an Weisheit und Stärke übertraf, außer „Allah“, den ewig Lebendigen. Nun besaß aber der „mächtige Engel“ einen bösen menschlichen Fehler, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ, und als Gott mit der Schöpfung der Erde beschäftigt war, plag-

ten Ehrgeiz und Neid den armen Teufel so sehr, daß er sich entschloß, den Allmächtigen vom Throne zu stoßen und selbst Gott zu werden. Aber der Allwissende strafte ihn für diesen Aufruhr und verbannte ihn aus seinem himmlischen Reich. So erleidet der Gefallene noch heute die Folgen seiner ungöttlichen Begierde. Doch die Macht hat ihm Gott nicht genommen. Er wird ihn wieder zu sich rufen und ihm die Ehren seines Amtes zurückgeben. Deshalb wohl dem, der sich seiner einstigen Macht und Göttlichkeit auch während der langen Strafzeit erinnert und ihn verehrt und versöhnt; denn wie er jetzt den Menschen nur Böses zufügen kann, so wird er sie später belohnen und ihnen tausend Wohltaten für ihre große Treue erweisen.

Unter den Heiligtümern der jesidischen Kirche befindet sich die Figur eines kupfernen Vogels auf einem leuchterähnlichen Gestell, „Melek-Ta-us“ oder „Großer Vogel“ genannt. Er wird von allen in heiliger Ehrfurcht gehalten, und da die Jesiden in vier Stämme zerfallen und sehr zerstreut in großen Entfernungen wohnen, so hat man mehrere Abbilder dieses Vogels gemacht. Das Oberhaupt der Kirche schickt jährlich Missionare aus, die die verschiedenen Distrikte besuchen, um die Lehren der Sekte zu predigen, kirchliche Funktionen auszuüben und das Geld zum Unterhalt der Priesterschaft und des Grabes Scheich-Adis einzusammeln. Auf ihren Reisen nehmen dann die Abgeordneten den Melek-Ta-us mit als Zeichen ihrer kirchlichen Sendung.

Solche Missionare heißen „Kawali“ und tragen meist weiße Kleider und einen schwarzen Turban. Sie sprechen etwas arabisch und sollen sehr gute Musiker sein. Außer den Missionsreisen liegen ihnen verschiedene Pflichten am Grabe des Heiligen ob,



Max Tilke, Winterthur.

Jeside als Lastträger in Tiflis. Aquarell.

sodaß sie beim Volke als die fleißigsten Diener der Kirche in großem Ansehen stehen. Ihre Frauen, die sie nur aus dem Priesterrang wählen dürfen, sind auch alle weiß und schwarz gekleidet und werden, da die heiligen Aemter sich auch auf sie vererben können, von allen mit der gleichen Achtung behandelt wie die Männer.

Da der Jeside scheinbar von dem Prinzip ausgeht, lieber zu viel glauben und halten als zu wenig, so ordnet er sich willig verschiedenen Forderungen der christlichen sowie der mohammedanischen Lehre unter und beobachtet dazu noch die erwähnten heidnischen religiösen Eigentümlichkeiten. So z. B. glaubt er an das Alte Testament und hält sich streng an gewisse Vorschriften des Alten Bundes. Das Neue Testament und der Koran werden von ihm weniger verehrt; er zählt

sie aber zu seinen heiligen Büchern, und mancher Spruch, aus dem letztern Buch besonders, ziert seine heiligen Gebäude. Christus ist ein großer Heiliger. Er ist nicht am Kreuze gestorben, sondern gen Himmel gefahren und wird wiederkehren, ebenso wie Imaum Mehdi, dessen besondere Aufgabe es sein wird, die kurdisch sprechenden Völker zu richten. Nach dem Tode kommt die Seele erst ins Fegefeuer, wo sie für ihre Sünden büßen und sich durch große Leiden von allen Fehlern befreien muß, um dann gereinigt in das ewige Leben eingehen zu können.

Zu ihren religiösen Gebräuchen zählen die Jesiden auch die Taufe mit dem heiligen Wasser aus dem Brunnen Scheich-Abdi. Wohnen die Eltern des Neugeborenen in der Nähe des Grabes, so tragen sie ihr Kind an den heiligen Ort, wo es acht bis vierzehn Tage nach der Geburt vom Priester getauft wird. Den entfernter Wohnenden aber bringt der Kawal das geweihte Wasser in einem Fläschchen, damit auch ihren Kindern die Segnungen des großen Heiligen zuteil werden.

Nebst der Taufe verachten jedoch die Jesiden auch die Beschneidung nicht und unterwerfen sich oft dieser alttestamentlichen Verordnung, sei es aus allzu großem religiösem Eifer oder vielleicht um weniger von den übrigen Mohammedanern erkannt zu werden und somit manchen bösen Verfolgungen zu entgehen.

Die Jesiden im Kaukasus gehören zu den ärmsten Bewohnern des Landes. Eine halbeingefallene Hütte, die magere Ziege und ein winziges Stückchen Erde, wo ein paar Kartoffelstauden zwischen Steinen und Unkraut ihr dürres Dasein fristen, ist alles, was der Durchschnitts-Jeside in seinem Heimdörfchen besitzt. Dort verbringt er kümmerlich den strengen Winter, um bei den ersten warmen Sonnenstrahlen die Berge zu verlassen und seinen Wohnort in den größeren Ortschaften der Ebene aufzuschlagen. Scharenweise strömen sie herein, diese wohlbekanntesten Zugvögel der kaukasischen



DIESCHWEIZ
19314.

Städte, und ihre hagern Gestalten begegnen dem Auge an allen Ecken der Straßen. Zerlumppte Männer, abgemagerte Frauen und nackte Kinder stehen bettelnd da, und ihr Jammerruf: „Barinja, radi boga, dai kussotschek chljeba!“ (Gute Frau, um Gottes Willen, gib ein Stückchen Brot!) klingt wie ein dumpfer Seufzer zu dem fröhlichen Gezwitscher der Frühlings-schwalben.

Manchem Jesiden gelingt es, durch kleine Handlangerdienste oder auch als Musikant den Unterhalt für sich und die Seinigen zu erwerben und, dank seiner unglaublichen Genügsamkeit, sogar etwas Geld für den Winterbedarf zurückzulegen. Solche rühmen sich eines besondern Ansehens unter ihren Landsleuten und werden in der Heimat geachtet und beneidet.

Die Kleidung der Tifliser Jesiden unterscheidet sich nur wenig von derjenigen der Kurden. Eigenartig dagegen ist die Haartracht der Frauen und Mädchen. Bierzehn dünne Zöpfe, deren Enden durch eine Perlschnur verbunden sind, fallen lose unter dem großen Kopftuch über den Rücken und gleichen in ihrer tadellosen Regelmäßigkeit, mit den bunten Steinen und Glasstückchen, die sie schmücken, den langen Fransen jener Kopf-

bedeckung, die man bei uns im Sommer den Pferden über die Ohren zieht. Einmal im Monat, so erzählte eine Jesidin, wird das Haar gekämmt, frisch rötlich gefärbt und wieder in vierzehn Zöpfe geflochten. Dies ist meistens die Arbeit der alten Großmutter, der nebst vielen andern Pflichten auch die obliegt, die Häupter ihrer Lieben mit geschickten Fingern aufs schönste zu ordnen.

Wie alle Orientalinnen lieben die Jesidinnen, sich mit allerlei Ketten, Arm-bändern, Ohringen und unzähligen Finger-ringen zu schmücken; diese bilden ihren großen Stolz und sind für sie die Quelle ungeahnter Glückseligkeiten. Nur die alten Matronen und die ehrwürdigen Frauen der Priester verzichten auf diese vergänglich-chen Schätze der Welt.

Weißer Gewänder, schwarze Tücher und ein dunkler Gürtel genügen ihren bescheidenen Ansprüchen; doch wissen ihre jungen Schwestern gar wohl, daß niemand so gut die Geheimnisse der Toilette kennt wie diese weisen Sibyllen, und sie holen sich gerne bei ihnen manch heimlichen Rat und wirksames Kräutlein für die kleinen Uebel ihres in kindlichen Träumereien dahinfließenden Lebens.

Lydia Bagdasarianz, Winterthur.



Max Tilke, Winterthur.
Jeside aus Alexandropol im Kaukasus. Aquarell.

Kleinodien.

Mit zehn Reproduktionen.

Unter allen schweizerischen Ausstellungenssälen ist mir die „Goldene Rose“ in Neuenburg ans Herz gewachsen. Eine angenehme Schau folgt der andern, und die beiden Räume an der lebendigen Straße in dem gemütlichen alten Haus sind so heimelig. In solchen Stuben ist es, als ob sich alles besser reimte als in Mäulen und Palästen. Da braucht man keine Kunst von der andern zu trennen. Ma-

lerei, Bildnerei aller Art, Töpferei, Stickerie und was es nur an Kunst und Kunstgewerbe gibt, geht in einem fort Bund um Bund ein, wie es im Leben und in jedem richtigen Wohnhaus der Fall ist oder wenigstens sein sollte. Ein feiner Geschmack sorgt immer dafür, daß sich die mancherlei Dinge vertragen oder gar gegenseitig nützen. Am liebsten aber unter den ständig ausgestellten und im-